

Subvention statt Subversion

Die Kaserne Basel feiert 45 Jahre: Die grossen Träume der Gründerzeit hat längst der Kulturapparat geschluckt.

Florian Oegerli

Bevor sie zum subventionierten Haus wurde, war die Kaserne ein Treffpunkt für Menschen mit vielen Idealen und wenig Realitätssinn. Die Geschichte des Hauses ist ein Basler Lehrstück: In diesem Kanton werden Ambitionen schneller subventioniert, als sie scheitern können.

Nach dem Abzug des Militärs 1966 stand das Areal leer. Die Politik träumte von turmförmigen Neubauten oder einem unterirdischen Parkhaus. Stattdessen entstand ein Provisorium für verschiedene Untermieter: eine Schule, ein paar Ateliers, der Abstinentenverband.

In dieses Miteinanderplatzten Ende der 1970er frustrierte Theaterleute: die «Kulturwerkstatt», laut einem Kritiker ein Kollektiv von «kulturbeflissenen jungen Baslern aus gutbürgerlichem Haus». Sie hatten Jugendstücke im Stadttheater gezeigt, empfanden die dortige Atmosphäre jedoch als zu hierarchisch. Man wollte eine Gegenöffentlichkeit schaffen und das Publikum einbinden: «Der Besucher soll selbst die Initiative ergreifen», lautete das Motto.

Das Publikum witterte Verrat

Die Praxis sah anders aus: Aussenstehende strömten hinein und beanspruchten ihr Stück vom Freiraum-Kuchen. Besuchende wollten ins Programm eingreifen, sahen andernfalls die Basisdemokratie bedroht. Inmitten des Chaos gelang ein Theaterfest: Ende 1980 brachte ein Laientheater über den Generalstreik von 1919 das halbe Quartier auf die Bühne. Innert sechs Wochen sollen damals



Aus dem einstigen autonomen Zentrum ist längst ein subventionierter Betrieb geworden.

Bild: Kenneth Nars

10'000 Menschen die Kaserne besucht haben.

Der Grosse Rat war begeistert und sprach 260'000 Franken Fördergeld. Über Nacht

wurde aus dem autonomen Zentrum ein subventionierter Betrieb. Die Gründungsgruppe warf das Handtuch, eine fünfköpfige Betriebsgruppe ersetzte

das Kollektiv. Das Abendprogramm «Schue Musik» ummantelte Hochkulturpillen mit Popzucker: avantgardistische Musik vor zwanzig Leuten in der

ersten Abendschlafte, danach eine Disco vor dreihundert.

Dennoch fühlte man sich vom Bildungsbürgertum nicht ernst genommen: «Wir wollen weg vom Jekami-Image, wir wollen das Niveau heben», kündete ein Teammitglied 1985 an, nachdem die Politik die Subventionen erneut erhöht hatte. Jugendliche sahen ihre Freiräume bedroht, druckten Flugblätter – vergebens.

Man wollte «weg vom alternativen Ghetto»

1992 erhöhte der Kanton die Subventionen auf 700'000 Franken. Im Jahresplan hiess es: «Weg vom alternativen Ghetto.» Die Kaserne glänzte als Konzertlokal: Das Musikbüro Fischer & Fisch brachte grosse Namen wie «Fettes Brot», «Züri West» oder «Tocotronic» nach Basel.

1999 folgte der nächste Bruch. Die Kaserne, die mit basisdemokratischem Anspruch gestartet war, fand nun, flache Hierarchien seien «schwerfällig». Richten sollte es, wovon man sich einst abgegrenzt hatte: das klassische Intendantenmodell.

«Ich bin ein Risiko», prahlte Eric Bart bei seinem Antritt 1999. Das war er tatsächlich: 2003 stand die Kaserne kurz vor dem Konkurs, der Intendant flüchtete. Ausgerechnet der Erbfeind Theater Basel bot ein zinsloses Darlehen zur Rettung an. Stattdessen stopfte der Kanton das Loch, das Personal verzichtete auf einen Teil seines Lohns. Die Institution überlebte, wenn auch knapp.

Neue Konkurrenz erwachsen

Nach einem letzten Konflikt 2006, als ein Vorstandsmitglied Theater und Tanz zugunsten

«Wir wollen weg vom Jekami-Image, wir wollen das Niveau heben.»

Das Kaserne-Team im Jahr 1985

der Musik rausschmeissen wollte, ist es um die Kaserne ruhig geworden – ganz im Gegensatz zum K-Haus (siehe Seite 15).

Dennoch steckt die 45-jährige Institution in einer Midlife-Crisis: Die Publikumszahlen liegen noch immer unter dem Niveau vor der Pandemie, und das Haus empfängt weniger Gäste aus dem Baselbiet als das Marionettentheater. Dazu kommen neue Konkurrenten wie das finanzkräftige Tanzhaus und die wiedereröffnete Kuppel. Ausserdem steht die Sanierung von Reithalle und Rossstall an.

Inmitten dieser Turbulenzen setzt die Kaserne auf Kontinuität: Direktor Tobias Brenk hat seinen Vertrag bis 2030 verlängert. Er wolle «ein diverses Publikum über alle Generationen ansprechen», dabei gehe es «um die drängenden Fragen unserer Zeit», sagt er. Eine Aussage, wie sie auch vom Intendanten des Theater Basel kommen könnte – und damit wohl das Letzte, was sich die Gründer der Kaserne erträumt hätten.

Heldenreisen oder Hymnen für «traurige, alte Säcke»

Er ist ein Superstar der globalen Chorszene: Jetzt gastiert Eric Whitacre erneut in der Region – möglich macht's ein Basler.

Kathrin Signer

Erst feilt man an Konsonanten, übt die Vokale, dann spricht man über Gefühle – und auf einmal vibriert die Luft. Das liegt indes nicht nur am hübschen Cis-Moll-Akkord: Allein die Tatsache, dass Eric Whitacre die Basler Voces Suaves und das Vocalino Wettingen dirigiert, ist eine mittlere Sensation. Denn der 54-jährige US-Amerikaner gilt in der internationalen Chorszene als Superstar.

Seine Partituren gehen weg wie warme Weggli

Gänzlich ohne Sensationen kommen derweil seine Kompositionen daher: Mollakkorde mit harmlosen Dissonanzen, hymnische Phrasen mit Crescendo-Bäuchen haben wir vor «Lux Aurumque» oder «Sleep» schon x-fach gehört. Und trotzdem: Whitacres erstes Album «Light & Gold» setzte sich 2011

sogleich auf Platz eins der Klassik-Charts und gewann einen Grammy, auf Spotify verzeichnen die Tracks um die 10 Millionen Aufrufe. Inzwischen sichert ihm allein der Verkauf seiner Chorpartituren problemlos das Einkommen. Reiner Zufall ist das alles nicht, doch dazu später mehr.



Eric Whitacre kommt nach Basel.

Bild: Marc Royce

Viel eher ein Zufall ist, dass man Whitacre derzeit in Basel über den Weg laufen kann: In der Pauluskirche leitet er am Freitag die Schweizer Erstaufführung von «The Sacred Veil». Eingefädelt hat das der Basler David Rossel, der den Komponisten bereits 2021 in die Region lud, damals für ein Konzert mit den Männerstimmen Basel.

Nun holt Rossel, der neben seinen Chören auch die Kulturkirche Paulus leitet, den Komponisten bereits zum zweiten Mal in die Schweiz. Es sei «nur gerecht», sagt Rossel, dass diesmal auch sein anderer Chor ran dürfe, namentlich das Vocalino Wettingen. Unterstützung erhält die Gruppe vom Ensemble Voces Suaves aus Basel sowie vom Vokalensemble der Kantonschule Wettingen, wie Rossel begeistert erzählt.

Das ist auch insofern interessant, als dass heutzutage kaum ein zeitgenössischer

Komponist überhaupt für Aufregung sorgt. Schon gar nicht einer, der schreibt, was bereits viele vor ihm geschrieben haben. Denn schöne, tonale Chormusik gibt es in rauen Mengen. Wie macht der amerikanische Strahlemann das bloss? Oder: Was macht er bloss anders?

«Schönberg halte ich für einen Witz»

«So wenig Noten wie möglich», sagt Whitacre gutgelaunt im Gespräch nach der Chorprobe. «Ich versuche, alles so simpel wie möglich zu sagen.» Kann es wirklich so einfach sein? Ja und Nein. Diese nicht-akademische Herangehensweise dürfte indessen einer der Hauptgründe dafür sein, dass seine Musik derartigen Absatz findet.

Nach seinem Studium an der University of Nevada in Las Vegas gefragt, lacht Whitacre bloss. «Ich studierte kaum, ich hing nur in den Chören rum»,

sagt er. Später schrieb er sich als einziger Kompositionsstudent ein und zog bald darauf ein einziges Fazit: «Schönberg halte ich für einen Witz. Ich glaube nicht an atonale Musik.»

Traurige Hymnen für die Afterparty

Vielmehr interessierte ihn die innere Dramaturgie von Kompositionen. Kleine «Heldenreisen» nennt er sie selbst; «Sad-Bastard-Music» nennt sie sein Sohn. Und deutet somit auf einen weiteren Erfolgsfaktor hin: Obwohl man meinen könnte, diese traurigen Hymnen vermittelten göttliche Botschaften, sind die Texte meistens weltlich – und Whitacre selbst ist kein bisschen religiös. «Eher zufällig», wie er sagt, deckte sich sein Stil mit einem wachsenden Interesse an nicht-geistlicher Chorliteratur. Und Whitacre surft gekonnt auf der Säkularisierungswelle.

Dass gerade «The Sacred Veil» trotzdem derart innig klingt, liegt nicht zuletzt an den Choristinnen und Choristen selbst. Denn der vielreisende Komponist – auch bei Profisensembles weltweit ein gerngesehener Gast – hätte es überhaupt nicht nötig, in der Pauluskirche Basel zu stehen. Und doch zieht es ihn immer wieder zurück zu den Laienchören.

Das hat seinen Grund: «Es ist Samstagmorgen. Die Sänger sollten in der Sonne sitzen, aber sie kommen hierher. So etwas sieht man bei einem professionellen Chor nie und nimmer. Profis kommen, wenn und weil man sie bezahlt.» Nicht zuletzt sei für ihn das Chorsingen und -dirigieren eigentlich ein grosses Fest: «Eine Party ohne Chorsänger ist selten eine gute Party.»

«The Sacred Veil», 26.9, Pauluskirche Basel, 20 Uhr.